

(Nachdruck verboten.)

21]

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Sie schluchzte, es mochte einen Stein erbarmen. Treu und Glauben galten nichts mehr. Sie wiederholte sich seine Worte: „Geh, Marie, geh!“ Das war nicht der Liebste, der sie bat, das war der Lehrer, der befahl. „Geh, Marie, geh!“ Wie kalt, wie fühllos, wie grausam hart! „So ein paar Stunden können gar viel ändern. Ich bin mir zu gut für das Bauernvolk!“ So hatte er gesprochen. Er zählte sie auch zu dem Bauernvolk, hielt sich zu gut für sie. Bei Gott im Himmel, die paar Stunden hatten viel geändert! Wenn er's nur halbwegs ehrlich mit ihr meinte, hätte er doch sagen müssen: „Du und ich, wir haben nun keine Heimstatt mehr. Aber was auch passiert ist und wo ich auch hinkommen mag, zwischen uns zwei bleibt's beim alten, Marie!“ Kein Wörtchen, kein Bibswörtchen hatte er gesagt. Sie hatten ihn verhöhnt und gelästert, sie hatten ihn blutrissig geschlagen. Das war schändlich. Gewiß. Daß er sie's entgelten ließ, war noch weit schändlicher. Sein Amt, seine Stellung schienen ihm unwichtig. Sie spielte keine Rolle mehr, sie war für ihn einfach ausgetan. Im stillen hatte sie sich oft gerühmt, daß sie ihn in- und auswendig kannte. Sein strenger Blick, sein stöbzig Wesen hatten's untrüglich dargetan: lehrte er jetzt dem Dorf den Rücken, war's mit der Verlobtschaft vorbei. Die Treue war aus der Welt geflogen, die Liebe lag auf der Totenbahre.

Ein Gedanke tauchte in ihr auf: wenn sie den Weg zurück zum Vater fände? Der nahm sie wohl wieder bei sich auf. Nein, dreimal nein. Sie war sein Kind und war doch nicht sein Kind. Sie lehrte nie mehr zu ihm zurück.

Ihre Gangart beschleunigend, bog sie in die Wassergasse ein. Die Windsbraut faßte sie mit jäher Gewalt, daß sie Mühe hatte, voranzukommen. Vor ihr lag der Steg, den sie unlängst errichtet hatten. Der Bach, vom schmelzenden Schnee geschwollen, war über die Ufer getreten. Die Strömung trieb allerlei Hölzer herbei. Die schlugen wider das Brückenwerk, daß es in seinen Fugen erbehte. Die Marie schritt auf den Steg hinauf. Drunten schwammen weiße Schaumflocken wie Lichtlein vorüber. Wie lange war's her? Zwei Jahre. Da hatte der Gönnersadam sich hier ertränkt. Er sei schwach in den Nerven gewesen, hatten die Leute damals gesprochen. Schwach in den Nerven war sie nicht. Aber sie vermeinte vor Leid zu vergehen. Ein Sprung in die Tiefe, und sie war aller Qual ledig.

Ein Schauer lief ihr den Rücken hinunter. Die Sünde würde sie nicht begeben. Sie hatte sich das Leben nicht gegeben und hatte kein Recht, sich's zu nehmen. Da der Bauer ihr die Tür wies, hatte sie einen Weg gehen wollen. Wie sie glaubte, einen schönen, einen guten Weg. Der war ihr versperrt. Vielleicht, daß sie jetzt an viele Türen klopfen mußte. Jrgendwo würde ihr aufgetan. Wer Arbeit suchte, fand sie auch. Und arbeiten wollte sie. Arbeit gab Ruhe, Arbeit gab Trost.

Sie ließ den Steg hinter sich und schlug, dem Ringelpfad folgend, die Richtung nach der Kreisstadt ein.

11.

Weilandt war, nachdem die Marie das Schulhaus verlassen, seiner Erregtheit Herr geworden, ja es war ihm, als fiel ihm ein Schleier von den Augen. Mitten in der Nacht war seine Verlobte zu ihm gekommen, sie, die bei hellstem Tag das Schulhaus nicht betrat. Er hatte keinen Blick, kein Wort für sie gehabt. Einzig von ihm war die Rede gewesen. Das Selbstlichtige war ihm angeboren. Er hatte sich nie davon freimachen können. Welch fürchterlicher Auftritt mußte vorangegangen sein, eh der Margolfspeter wegen des verhassten Lehrers seine Tochter in Nacht und Nebel stieß! In- des er, Weilandt, der Marie sein Klage lied sang, hatte sie mit ihrem starken Willen bis zuletzt ihr eigenes Leid in sich verschlossen, die Heldin, die Dulderin! Er war gefühllos gewesen wie ein Stein. Er hatte den warmen Strom ihrer

Liebe nicht gespürt, hatte sie noch dazu hart angelassen. Ohne Abschied war sie von ihm gegangen. Daß er sich's nur eingestand: dem charaktervollen, vortrefflichen Mädchen gegenüber hatte er sich wie ein Feigling, wie ein Nichts benommen.

Eine plötzliche Angst schnürte ihm die Kehle zu. Wenn sie sich ein Leid antat! Sein Gewissen würde ihn schuldig sprechen. Er würde sich ewig Vorwürfe machen. Die Reue würde sein Herz zerreißen. Was galt ihm jetzt der Kassenspektakel, das Bauerngeschimpf und die Rabenmusik! Vor der Sorge um das geliebte Mädchen löste sich alles in Nichtigkeit auf.

Während die Zeit verrann, war vielleicht schon ein Unglück geschehen. Jede Minute, die er zaudernd verlor, belastete ihn mit neuer Schuld. Er mußte ihr nach, er mußte sie suchen.

Seiner Stirnwunde ungeachtet stürzte er fort. Durch die Gassen scholl sein angstvolles Rufen: „Marie, Marie!“

Er jagte wie ein Pfeil aus dem Bogen, hierhin, dorthin. „Marie, Marie!“

Er suchte den Hegweg, die Hirzflache ab. Er fand sie nicht. Seine Unruhe wuchs. Sein Kopf brannte in Fieberglut. Wo mochte sie sein? Eine ihrer Kameradinnen um Aufnahme zu bitten, hatte ihr Stolz nicht zugelassen. Dessen war er gewiß. Darmberziger Gott, wo mochte sie sein!

Er rannte die Wassergasse hinunter.

„Marie, Marie!“

Nun stand er auf dem Steg. Das Entsetzen faßte ihn an. Aus dem Wasser ragte ein Arm empor. Nein, kein Arm. Es war ein Stück Holz. Schon trug's die Strömung weiter. Er war ganz von Sinnen.

Im nahen Hochwald peitschte der Sturm die Wipfel der Bäume gegeneinander. Der Mond trat aus den Wolken hervor und goß auf die Landschaft sein helles Licht.

Dort, wo die Kreisstraße sich um den Hornerhang zog, schritt wer talab. Vielleicht jemand, der der Marie begegnet war, der ihm Auskunft geben konnte.

Er stürmte vorwärts, über die Bachwiese der Kreisstraße zu. Hundert Klaster vor ihm erkannte er die Gestalt einer Frau.

Der rasch Zuschreitenden kam er näher, immer näher. Das Herz schlug ihm zum Zerpringen. Kein Zweifel mehr, sie war es.

„Marie,“ schrie er, „Marie!“

Sie blieb stehen und wandte sich um.

Nun hatte er sie eingeholt. Er triefte von Schweiß. Der Atem kam keuchend aus seiner Brust.

„Wo willst Du hin?“

„Fort!“ jagte sie kalt.

„Marie,“ bat er, „hör mich an!“

Sie schüttelte den Kopf.

„'s is de best, Du schwächst nix!“

Er ergriff ihren Arm.

„Bei Gott im Himmel, Du mußt mich hören! Du warst kaum weg, da hat mein Gewissen Sturm gelautes. Und hat gerufen in mir: „Du bist gegen die Marie schlecht gewesen. Du mußt ihr nach, du mußt sie suchen, daß du's wieder gutmachen kannst!“ Und ich hab mich aufgemacht. Du darfst mir's glauben, wie ich eben herumgerast bin, das werd ich mein Lebtag nicht vergessen. Gottlob, daß ich Dich gefunden hab!“

Sie machte sich von ihm los.

„Wann man eins wirklich gern hat, is man net so wie Du. Mir is heut nacht ein Licht aufgegangen. Du bleibst de best für Dich allein.“

„Marie,“ sagte er bestürzt, „ich war grenzenlos aufge-regt. In so einem Zustande wägt man die Worte nicht ab. Ich geb's zu, ich hab Dir sehr weh getan. Ich bereu's, Marie. Reue ist auch Strafe. Dräng Deine bitteren Gedanken zurück und sei wieder gut. Ich mein, 's kann nichts Schöneres geben, als jemand sagen: ich will dir verzeihen!“

Von ihren Wimpern tropfte es heiß.

„Ich trag Dir nichts nach. Aber um mich muß Wahrheit und Klarheit sein. Sonst kann ich net leben. Wann Du kein Beständiger bist, is es besser, zwischen uns zwei is es aus.“

„Marie,“ sprach er, „denk dran, wie sie mir mitgespielt haben. Das wüßte sich so schnell nicht aus. Dessewegen steht nichts zwischen mir und Dir. Ich wollt, daß Du in mich hineingucken könntst. Du sollst an mich glauben, sollst mir vertrauen. Ich hatt keinen Frieden mehr ohne Dich und hatt zu nichts Mut. Wie oft passiert's, daß zwei in Verlobtschaft stehen und meinen, sie haben den Himmel auf Erden. Hernach in der Eheschaft fängt der Leidensweg an, und eine Enttäuschung gibt der ändern die Tür in die Hand. Wir zwei, die wir jetzt soviel durchmachen müssen, wir werden den Weg in die Höhe finden und zum Glück. Dazu muß eins dem andern helfen!“

Er hielt inne, aus seinen Worten klang sein warmes Gefühl.

„Marie,“ schloß er, „nun bitt ich Dich, komm mit zurück!“

„Ne,“ erwiderte sie mit Festigkeit. „Ich mach zu meiner Patin nach Allmenrod. Da bleib ich die Nacht. Morn such ich mir ein' Dienst. Du kannst mir ja schreiben. Meine Patin weiß, wo ich sein.“

Er kannte ihre energische Art. Was sie sich einmal vorgenommen, davon würde sie sich nicht abbringen lassen.

„Gut,“ sagte er, „Du wirst von mir hören. Was ich anfang und wohin ich verschlagen werd, das liegt noch völlig im Dunkeln. Aber ich schaff mich durch, mich und Dich!“

Er nahm ihre Hand, und sie ließ sie ihm. Obwohl sie in ihn drang, er solle heimfahren, solle auf seine Wunde achten, begleitete er sie noch eine Strecke Wegs, bis sie Allmenrod vor sich sahen. Dann schieden sie. —

Auf des Pfarrers Geheiß fiel der Schulunterricht am anderen Tage aus. Der Lehrer hielt sich still in seiner Wohnung. Gegen Mittag fuhr draußen ein Wagen vor. Gleich darauf trat der Kreislichinspektor herein. Das war ein angehender Sechziger, der wegen seiner Tüchtigkeit, nicht minder wegen seiner rechtlichen Gesinnung in Bogelsberg und darüber hinaus in hohem Ansehen stand.

Weilandt, der bleich und übernächtigt ausah, ging ihm entgegen.

„Der Herr Pfarrer hat mir in der Frühe eine Depesche geschickt,“ hob der alte Herr ein wenig kurzatmig an. „Ich bin sofort heraufgefahren. Ich war eben beim Herrn Pfarrer. Ich bin von allem unterrichtet. Ich komme zu Ihnen nicht nur als Ihr Vorgesetzter, sondern auch als Mensch, um Ihnen in diesen schweren Stunden nahe zu sein.“

„Herr Schulrat,“ sagte Weilandt bewegt, „ich danke Ihnen, danke Ihnen von ganzem Herzen! Sie waren mir immer wohlgesinnt. Gerade jetzt weiß ich das doppelt zu schätzen. Wären Sie nicht gekommen, ich hatt Ihnen heut geschrieben. Ich kann hier nicht bleiben. Und das nicht allein. Ich will etwas anderes ergreifen. Ich gestehe Ihnen offen, mein Amt ist mir verleidet.“

(Fortsetzung folgt.)

3) Adolf Glasbrenner und der Berliner Volkswitz.

(Schluß.)

Die Nachbarschaft, die Glasbrenner in diesen stürmischen Worten den Wohlthätigkeitsvereinen anweist, gibt seinen Standpunkt in dieser Frage kräftig unzweideutig. Nicht wollte er die einzelne brüderliche Hilfsstat, die der Reichtum der Armut widmete, verächtlich machen, er warnte nur: Laßt Euch nicht blenden! Das Wichtigste und Notwendigste, was getan werden muß, heißt Kampf gegen das Unrecht der Unterdrückung. Auch in dem Schriftchen vom „Verein der Habenichtse für sittliche Bildung der höheren Stände“ warnte er davor, sich durch einzelne mildtätige Herzensregungen in Ruhe wiegen zu lassen. Es ist da von „Mittmenschen“ die Rede, die „die Leute zu bessern haben“, und unter „Leuten“ sind verstanden „die andern“ außerhalb des Vereins, die sich deshalb fernhalten, „weil sie verdorben sind“. Die Mittmenschen nennen sich Habenichtse, „weil sie gerecht und ehrlich sind“. Ein arbeitsloser Tagelöhner erzählt nun, wie er einem Reichen, einem „Niesmensch“, auf die Wade gerückt ist, um ihn zu ermahnen, Mittmensch zu werden, und wie der ihn nicht vor die Tür werfen ließ, sondern mit einem blanken Taler und Arbeit verschah „un dabei ne Träne im Oge hatte“, was alles bewirkte, daß der Mittmensch alsbald „zwei Tränen in de Ogen hatte“ und seinen Wert vergaß und dem Wohlthäter die Hand küßte. Bei dieser rührseligen Mitleidsgeschichte bleibt Glasbrenner nun aber nicht stehen. Er gibt ein wichtiges Gegenbeispiel unmittelbar hinterdrein, indem er den Weber Schwerenoth erzählen läßt: „Mir is 't neulich mit

en reichen Fabrikherrn anders jejangen. Ich wollte ihn och belehren, daß es schändlich wäre, uns so zu schinden. Da kündigte er mir die Arbeit un sagte mir, wenn ich noch mal käme, ließ er mir mit seine Stunde weggehcn. Un gleich drauf sah ich ihn in de Kirche fahren.“

Für einen Mann, der im Dienst der Freiheit mit solchem Fühlen und Wollen von seiner Klasse die höchste Bereitwilligkeit zum Eblen erwartete, mußte die Zeit schlimmsten geistigen und moralischen Niederganges, die das Bürgertum in dem Jahrzehnt nach der Revolution klein und erbärmlich werden ließ, eine Zeit schwerer Erbitterung werden. Das politische Leben lag erdrückt und tot am Boden. Unzählbare Scharen von Kämpfern der Revolution waren ins Ausland geflüchtet. Was zurückblieb, war mundtot gemacht oder doch in feigem Renegatentum zu Kreuze. In einer Kalenderprophezeiung auf 1853 höhnte Glasbrenner: „Die Dichter werden alle zum Ballett übergehen, weil die Gedanken der Deine weniger gefährlich sind, und die Zeitungen werden alle so konservativ sein, daß der Käse, um den man sie wickelt, wieder süße Milch wird.“ Die Literatur verflachte zur feichten Ware, und das Bedeutende fand kein Publikum. Die Berliner Pöffe, die jetzt unter Kalijchs Führung in ihre Blütezeit eintrat, mißfiel Glasbrenner durchaus. Ihre Vorläufer hatte er schon in der Zeit seines Don Quixote heftig bekämpft. Sie war ihm so zuwider wie das Rührstück der Birch-Pfeiffer. So recht als das Kleinbürgerliche Schauspiel der nachmärzlichen Reaktionszeit wuchs sie auf. Der enge Kleinbürgerliche Horizont grenzte den Ulfinhalt dieser Pöffe ein, alles Politische schied aus, und in Coupletsversen wurden die kleinen persönlichen Leiden und Freuden mit sentimentaler Oberflächlichkeit besungen: „Berliner Leben, wie es weint und lacht.“ Glasbrenner machte den Versuch, dieser unpolitischen Pöffe politische Gegenstücke zu schaffen. Er schrieb den Schwanf: „Kaspar der Mensch“, der im Beginn dieser Aera sauler Rede veröffentlicht wurde. Einen bissigen Prolog gab er ihm auf den Weg. Aufpeitschen, wild machen wollte er das elende Kad, an dessen Ungechmad und Gleichgültigkeit gegen das Große und Kraftvolle die deutsche Schaubühne verdarb.

Der Plan, der ersten Komödie weilere Stücke gleicher Art folgen zu lassen, blieb Plan. Die Reaktion hätte diese Veröffentlichungen, wenn sie dramatisch gelungen wären, schwerlich auf der Bühne aufgenommen lassen. Grollend sah Glasbrenner in den trüben Strudel des Jahrzehnts. Im Kalender auf 1852 prophezeite er mit bitterem Spott: Der „Verein der Habenichtse zur sittlichen Bildung der höheren Stände“ löst sich in Oje wegen Erfolglosigkeit auf. In seiner Buchdichtung „Die Verkehrte Welt“ — die 1854 erschien — wollte er zeigen, wie ringsum „die Leben verderbende und Leben erstickende Tradition und Lüge herrsche“. Dies Buch erlebte zwar einige Auflagen, war aber der Zeit nicht gewachsen. Ein heiteres, satirisches Spiel taugte nicht, Keulenschläge hätten fallen müssen. In einer Richtung ließ Glasbrenner sie auch niederlaufen. Das Kalendergedicht „Schwindel der Große“ sagt, in welcher. Das Gedicht war in Entrüstung und Abscheu dem Tone nach echt, in der Respektive freilich kleinbürgerlich verfehlt. Gegen Kapitalskausch und Börsenschwindel war es gerichtet; die feierten damals ihre ersten wilden Orgien in Deutschland. „Schwindel, größter Gott der Jetztzeit, der Kultur gewalt'ger Sohn“ redet Glasbrenner den Moloch an, und er ruft: „O du goldenes Kalb der Mode am papierenen Sinai!“

Du berauschest alle Sinne, leitest Feder, Birsel, Stiff; Bist das Wort der Offenbarung, das die Herzen zündend triff. Kriegentbranntem Völkern raubest das gerecht erhobne Schwert du, Wandelst echten Wert in Lumpen und den Lumpen leihest Wert du!

Glasbrenner erlebte auch, wie auf dem Boden, den gerade er bestellte hatte, eine Frucht aufging, die er nicht gesät haben mochte. Der „Kladderadatsch“ gehörte in seinen Augen dazu. Dem gelang es, die Klippen der Reaktionsjahre zu umsteuern. Auch er blieb nicht unbehelligt, aber seine nun wachsende Abkehr von jener Demokratie, die jedes Faktieren mit dem Feinde ausschlug, verschaffte ihm von rechts her einige pffiffig rechnende Toleranz. Die polizeiliche Zensur ließ ihm heimliche Ratschläge und Warnungen zugehen und suchte persönliche Fühlung mit den Redakteuren. Er vermied alles Doktrinäre der Parteianschauung, wies dem Humor seinen Sitz über den Parteien an und begnügte sich nicht mehr bloß mit dem demokratischen Mod, den Glasbrenner ihm angezogen hatte. Einst wies auch Glasbrenner dem Humor souveräne Lebensrechte zu, aber die Zeit hatte ihn gezwungen, Partei zu nehmen, und als Parteimann nahm er die Angriffe der Satire, die seiner Sache galten, nicht mit der Duldsamkeit des Humoristen auf. Die Sache der Demokratie war ihm heilig, sie war in der Anschauung der Zeit nicht nur Volks-, sondern darüber hinaus Menschheits-sache, und es gab nichts, was höher stand. Das erklärt die schroffe Haltung, die Glasbrenner gegen den „Kladderadatsch“ einnahm. In einem Briefe an Wehl von 1859 verwahrte er sich energisch gegen die Meinung, er sei Mitarbeiter des „Kladderadatsch“: „Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine Silbe für den „Kladderadatsch“ geschrieben! Allerdings bin ich oft darin, aber willenlos! mit Pointen, Einfällen aus meinen Schriften. Ich verfolge auch eine ganz andere Nüchtung; mein bißchen Humor ist christlicher, protestantischer, um es kurz auszudrücken. Dieser Kladderadatschige Nihilismus, diese Blasiertheit, die für nichts wahres Interesse, keine Ideale hat und alles für ihren jüdischen Wig benutzt, ist mir zuwider, am zuwidersten in seiner verderblichen Wirkung auf das

Volk, dem sie alles Herz aussaugt, ihm alle Begeisterung und Tugend lächerlich macht."

Aus der Stimmung jenes Briefes an Feodor Wehl läßt sich schließen, daß Glahbrenner die Ohnmacht der vormärzlichen Demokratie gegenüber den herauskommenden neuen Mächten wohl gespürt hat. Der kapitalistische Materialismus war schon an der Arbeit, mit dem alten unpraktischen Idealismus des bürgerlichen Emanzipationskämpfers aufzuräumen. Der lag ihm un bequem im Wege; was er bezubeln sollte, mußte hingende Profite verbürgen, und die stehen sich mit idealistischen Moralstrupeln nicht fördern. Die revolutionären Traditionen der Demokratie, die er im Märzjahr aus Angst vor dem Proletariat verraten hatte, blieben für ihn altes Eisen, und er versuchte fortan, mit denen, die sich soeben in politischen Kräftemessen als die Stärkeren erwiesen hatten, auf handelsgeschäftliche Art zu seinem Vorteil zurechtzukommen. Er pflanzte auf den Begriff Volk und stellte sich selbst als das eigentliche Fleisch und Blut des Begriffes Nation über alles im Volk und sogar über alles in der Welt. Er schob seine wirtschaftlichen Forderungen vor die politischen: die nationalen Ziele — also nur die, die ihm lagen — wurden ihm wichtiger als die liberalen und halfen einem Scheinkonstitutionalismus zum Leben, bei dem sich die alten Mächte der absolutistischen Zeit sehr wohl befanden. So mischte sich in die Wirkungen des kleinbürgerlichen Niederganges, in die Merkmale von eingebildeter Kraft, zerfallendem Trost und hoffnungslosem Pessimismus, die Farbe eines schächernd zum Duden bereiten Emporkömmlingstums, dessen Wesen war, daß es bei zunehmender ökonomischer Kraft und Unternehmungslust freiwillig-unfreiwillig in politischer Ohnmacht verharrte, seiner Natur gemäß die Masse des Volkes mit nationalem Hurragetöse über den wahren Namen dieser Ohnmacht belog und auf allen Gebieten des öffentlichen und persönlichen Lebens und Treibens mit tausend häßlichen Eigenschaften aufging und üppig gedieh.

Aller verbitterte Groll, den die Wandlungen der fünfziger Jahre in Glahbrenners Herzen aufgehäuft hatten, entlud sich, als 1859 Schillers hundertster Geburtstag zu einer großen allgemeinen Volksfeier voll tönender nationaler Idealworte ausgenutzt wurde. Da striftete der Dichter ins Stammbuch deutscher Geschichte folgenden Satz des Dichters:

„Der Feiertag des heiligen Dichters fiel in eine Zeit des trassigsten Materialismus; fiel in eine Zeit der ungezügeltsten Wut der politischen und religiösen Finsternisse; fiel in eine Zeit des Verfalls der Schaubühne und des leichtesten, ekelhaften Geschmacks vor derselben; fiel in eine Zeit, in welcher das schöne germanische Element unseres Volkslebens unter dem sich breitmachenden Bunde feucht und feucht; fiel in eine Zeit des Nihilismus, der frechen Blasphemie und des herz-, geistungs- und poesielosen Spottes, unter deren Herrschaft sich jeder fürchten muß, ausgelacht zu werden, der noch von Tugend, Liebe, Ehre, Schönheit und Menschenwürde spricht, sich noch für die Ideale begeistert, welche der Name Schiller repräsentiert. Wie hätte sich zu solcher Zeit eine wahrhafte Schillerfeier gestalten können? Sie war nicht möglich, da wir unsere Seele von ihm abgewendet haben.“

Solche Worte wettete er einer Welt von Festberauschten mutig ins Gesicht. Viele Zeitungen verschafften der Philippika in Deutschland einen weiten Hörerkreis. Glahbrenner durfte so reden: er hatte Schiller gedient, aus dem Geiste des vormärzlichen Idealismus heraus, anders wahrlich als die Masse der neuen Schwärmer, die sich an ein paar national verwendbaren Sentenzen heißer schriem. Aber er sprach nur aus dem Vergleich mit einer entschwundenen Zeit und nicht als ein Mensch, dem sich ein Ausweg zu neuem Hoffen zeigte. Den Erscheinungen der neuen Zeit war er nicht gewachsen. Er sah sie nur in ihren äußeren Erscheinungsformen. Auf ihre bewegenden Ursachen zurückzugehen, war ihm nicht gegeben. So sehr hielt die Zeit, die gewesen war, ihn fest, daß er nun der Gefahr verfiel, in ein unfruchtbares bloßes Anklagen, das nach dem Philister roch, abzugleiten.

Franz Diederich.

Schwangerschaft und Blutforschung.

Es mag vielleicht zunächst etwas unwahrscheinlich klingen, aber es ist eine Tatsache, daß wir heute imstande sind, lediglich aus der Untersuchung des Blutes festzustellen, ob eine Person schwanger ist oder nicht. Das trifft für den Menschen ebenso zu wie für jedes andere Tier. Der Hallenser Physiologe Abderhalden, dem wir auf dem Gebiet der Eiweißchemie große Fortschritte verdanken, hat auf Grund zutreffender Ueberlegungen den Weg angegeben, dieses Problem, das auch in praktischer Hinsicht von mancherlei Bedeutung ist, zu lösen. Wir wollen seinen Experimentalarbeiten, die in verschiedenen Fachzeitungen zum Abdruck gelangt sind, einmal unsere Aufmerksamkeit widmen.

Durch zahlreiche Untersuchungen ist festgestellt, daß bei der gewöhnlichen Verdauung im Magen-Darmkanal die verschiedenartigen Nahrungstoffe in verhältnismäßig elementare Gebilde zerlegt werden. Das gilt für Zucker und Fett, das gilt in besonderem Maße auch für die kompliziert zusammengesetzten Eiweißkörper, die wir mit der Nahrung ständig zu uns nehmen. Diese Spaltung wird von Fermenten bewirkt, mikrochemischen Spreng-

stoffen, deren der Organismus im Saft seiner Verdauungsdrüsen eine reichliche Menge besitzt. Nicht die kompakten Eiweißstoffe unserer Nahrung, des Fleisches, der Milch, der Hülsenfrüchte usw., werden zum Aufbau unserer eigenen Körperzellen benutzt, sondern die Bruchstücke, die auf fermentativem Wege entstanden sind, werden zu neuartigen Gebilden je nach Bedarf zusammengelagert. Aus den Teilprodukten kann der Organismus die charakteristischen Eiweißarten seiner Körperzellen, etwa der Leberzellen oder der Gehirnzellen oder der Muskelzellen, die in ihrer Funktion und Zusammenfügung wesentlich von einander verschieden sind, herstellen. Sehr anschaulich schildert Abderhalden selbst diesen Vorgang mit folgenden Worten:

Wir können die Verdauung als eine Zerbruchsarbeit bezeichnen. Baustein wird von Baustein gelöst, bis nur noch ein großer Trümmerhaufen der verschiedenartigsten Bausteine der einzelnen Nahrungstoffe übrig bleibt. Aus den indifferenten Bausteinen fügen dann die einzelnen Körperzelle wieder komplizierte Gebilde nach ihren eigenen Plänen zusammen.“

Dieser Abbau der Nahrungstoffe bis zu den einfachsten Bausteinen findet aber nur im Magen-Darmkanal statt; nur hier sind die erforderlichen Sprengstoffe, die Verdauungsfermente, vorhanden. Bringt man die Nahrungstoffe unter Umgehung des Darmkanals in den Blutkreislauf, so reagiert der Körper in ganz bestimmter Weise auf diesen ungewohnten Eingriff. Er zeigt Vergiftungserscheinungen, bekommt Fieber-, Puls- und Atemstörungen, oft auch einen quaddelartigen Ausschlag. Diese Erscheinungen der Anaphylaxie (Ueberempfindlichkeit) sind in neuerer Zeit eingehend studiert. Wir haben davon auch an dieser Stelle schon gesprochen und gesehen, daß sie stets durch die Einverleibung körperfremden Eiweißes in den Blutkreislauf hervorgerufen sind. Durch diese Forschungen hat sich die Serumkrankheit, die nach großen Diphtherieheiserum-Einspritzungen beobachtet ist, als eine solche anaphylaktische Erscheinung aufgeklärt, die durch Verminderung des fremden Serums und Erhöhung des wirksamen Antitoxingehaltes leicht zu umgehen ist.

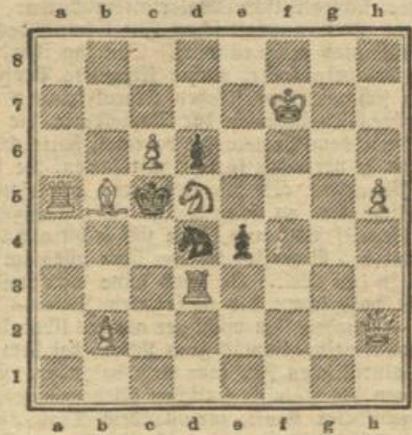
Hier setzen die Versuche Abderhaldens ein. Er suchte die Frage zu beantworten, ob der tierische Organismus den körperfremden Stoffen, die ihm unter Umgehung des Darmkanals zugeführt werden, schutzlos gegenübersteht, oder ob er Verteidigungsmassregeln ergreift.

Der gewöhnliche Rohrzucker, der aus zwei einfachen Zuckerkörnern besteht, kann vom tierischen Organismus erst resorbiert werden, wenn er mittels eines bestimmten Verdauungsferments in seine Bestandteile zerlegt ist. Das Blutserum eines normalen Hundes läßt infolgedessen eine Rohrzuckerlösung unverändert, weil sich im Serum das Ferment nicht findet. Spritzt man aber dem Tier etwas Rohrzuckerlösung in das Blut, so gewinnt das Serum des so behandelten Hundes nach einiger Zeit die Fähigkeit, den Rohrzucker zu spalten. Der Körper hat sich also durch die Bildung von Schutzfermenten gegen die ungewöhnliche Nahrungszufuhr auf dem Blutwege gewehrt; das Rohrzuckermolekül wird gespalten und damit der gewöhnlichen Verarbeitbarkeit durch die Zellen zugänglich gemacht. Mittels einfacher chemischer und physikalischer Methoden läßt sich die Spaltung des Rohrzuckers nachweisen. Ähnlich verhalten sich die freilich viel komplizierter zusammengesetzten Eiweißkörper. Bringt man im Reagensglas normales Blutserum mit einer Eiweißart zusammen, so tritt keine Spaltung ein, wohl aber, wenn einem Versuchstier einige Zeit vor der Blutentnahme die betreffende Eiweißart in die Blutbahn gespritzt ist. Auch dann bildet der tierische Organismus in seinem Blutserum Schutzfermente zu dem Zweck, die körperfremden Eiweißarten in möglichst unschädliche Produkte aufzuspalten. Die Anwesenheit der Fermente läßt sich leicht nachweisen, da die Spaltprodukte andere Reaktionen geben als das unveränderte Eiweißmolekül.

Der Organismus sucht also artfremdes Eiweißmaterial, das in seine Blutbahn gelangt ist, durch Aufspaltung unschädlich zu machen, durch Schutzfermente in einfache Gebilde zu zerlegen. Abderhalden versuchte nun festzustellen, ob auch art-eigene Eiweißkörper, die aber normalerweise in Blutserum nicht vorhanden sind, solche Schutzfermente auslösen können, wenn sie in den Blutkreislauf gelangen. Es ist nun schon von früheren Untersuchern darauf hingewiesen worden, daß bei der Schwangerschaft Zellen von dem sich mächtig entwickelnden Mutterfuchen abgestoßen und in den allgemeinen Blutkreislauf des schwangeren Individuums gebracht werden. Nun kreisen also im Blute Zellen, die zwar vom gleichen Organismus stammen, normalerweise aber im Blute nichts zu suchen haben, die ferner nur bei schwangeren Personen in den Blutkreislauf gelangen. Es galt nun festzustellen, ob sich der Körper dieser blutfremden Zellen zu erwehren sucht, ob er ebenso wie bei der Anwesenheit artfremden Materials Fermente bildet, um die nicht in das Blut gehörigen Eiweißgebilde aufzulösen. Es sei gleich vorweggenommen, daß sich mittels verschiedener Methoden jedesmal im Blute Schwangerer solche Fermente nachweisen ließen. Hier bildet sie der Organismus zu seinem Schutze gegen das auf natürlichem Wege in seine Blutbahn gelangte blutfremde Eiweiß; ihre Bildung kann aber auch künstlich bei jedem beliebigen Individuum angeregt werden, dem man das blutfremde Material, also in unserem Falle Zellen des Mutterfuchens, in die Blutbahn bringt. Damit ist auch experimentell bewiesen, daß die Schutzfermente, die sich im Blute Schwangerer finden, wirklich durch die abgerissenen Zellen veranlaßt sind.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Erlin und Remmo.



2. ♠ (♠-♞♞ ♠)

Schachnachrichten. Im November d. J. feierte sein 50jähriges Jubiläum Meister Johann Berger in Graz, der auf sämtlichen Gebieten des Schachs eine hervorragende sachliterarische Stellung einnimmt. Sein weltberühmtes Buch: „Theorie und Praxis der Endspiele“ von 1890 ist noch bis jetzt für das Thema direkt grundlegend. Besonders glänzend gestaltete sich sein Wirken auf dem Gebiete der Problemlkunst, auf dem er nicht nur in großartigen Kompositionen (meistens mehrzügig), sondern auch in einem umfangreichen Buche über das Problem die Grundrisse der in diesem Fache maßgebenden „Kunstgesetze“ festlegte. Auch auf dem Gebiete der Eröffnungslehre hat er durch zahllose, äußerst gewissenhafte Analysen in Fachzeitsungen zur Klärung mehrerer wichtiger Varianten wesentlich beigetragen.

Russisch.
In Beratung am 13. November in Heidelberg gespielt.
Rosental u. Dähm. Kostitsch u. Barber.
1. e2-e4 e7-e5
Je mehr die Eröffnungslehre vorwärts schreitet, um so mehr läßt es sich ahnen, daß der symmetrische Gegenzug von Schwarz, da er einen Bauer exponiert, sich schlecht zum einwandfreien Ausgleich eignet und daß vielmehr die vorsichtiger „französische“ Art, in e7-e6 bestehend, den Vorzug verdient.
2. Sg1-f3
Der exponierte Bauer wird sofort angepadt.
2. Sg8-f6
Die Verteidigung 2. d7-d6 schränkt den Lf8 ein, während die „Italienisch-Spanische“ Verteidigungsart, in 2. Sb8-c6 bestehend, wegen der Antwort 3. Lf1-b5 nur ein Passivationsmittel ist. Auch der „Russische“ Gegenangriff im Text kann bei richtiger Behandlung des Weissen das Gleichgewicht auf die Dauer nicht herstellen. (1. e5! ist eben fraglicher Natur gewesen . . .)
3. Sf8xe5 d7-d6!
Sofort 3. Sxe4 scheidet an 4. De2, De7!; 4. Dxe8, d6; 5. d4, f6; 6. f4, Sd7; 7. Le4, dxe5; 8. fxe5, fxe5; 9. 0-0 zc.
4. Se5-f3 Sf6xe4
5. Sb1-c3!
Von uns statt des üblichen Zuges 5. d4, der nach 5. d5 6. Ld3, Ld6 höchstens nur zum Ausgleich führt, weil Schwarz (wegen des weissen Königs Sf3-e5-f3) um ein Tempo voraus ist. (5. d3, Sf6; 6. d4, d5 zc. führt zur Abtauschvariante der „französischen“ Partie.)
5. Se4xc3
Auf 5. d5? folgt 6. De2. Rückzüge des Se4 sollen ebenso wie der Zerzug zweier Tempi, womit das weisse Königs Sf3-e5-f3 kompensiert wird.
6. d2xc3 Lf8-e7
Nun steht das Tempoverhältnis 3 zu 3, und Weiß hat den Zug.

während die Einschränkung d7-d6 ihm noch als Extradiende zugute kommt.
7. Le1-f4 Sb8-c6
8. Lf1-d3
Stärker war 8. Dd2! nebst event. 0-0-0.
8. Lc8-g4
9. h2-h3 Lg4-h5
10. g2-g4 Lh5-g6
11. Dd1-d2 Dd8-d7
12. 0-0-0 Lg6xd3
13. Dd2xd3
Weiß beherrscht beide offenen Zentrumskreuzen und ist hiermit etwas im Vorteil.
13. 0-0-0
14. Sc3-d4 Le7-f8
Besser war 14. Se5.
15. Sd4xc6 Dd7xc6
16. g4-g5 Lf6-e5
17. Lf4-d2 d6-d5
Auch bei 17. g6; 18. f4, Lg7; 19. h4, h6; 20. f5 zc. ist Weiß vorzuziehen.
18. f2-f4 Le5-d6
19. Dd3-d4 Dd6-c4
Su erwägen wir 19. Thg8!;
20. Dxa7, Le5 zc.
20. Dd4xa7 Ld6xf4
21. Ld2xf4 Dc4xf4†
22. Kc1-b1 c7-c6
23. Th1-f1 Df4-b8
24. Da7-d4
Einfacher DxD nebst Txf7.
24. Db8-c7
25. Dd4xg7 Td8-g8
26. Dg7-f6 Dc7-h3
27. Df6-f5† Kc8-b8
28. Tf1-g1 Dg3-c7
29. c3-c4! d5xc4
31. Tg1-d1 Kb8-a8
Um des Schachs auf e5 oder f4 zu entgehen.
32. Df5-f6 Tg8-f8
33. Td7-d4 Th8-g8
34. b2-b3! Tg8-g6
35. Df6-e7 Tf8-c8
36. Td4xc4 Db6-b5
37. Td1-d8 Ka8-b8
38. De7-d7 Aufgegeben.

Der Nachweis der Fermente geschieht in der Weise, daß man das zu prüfende Blutserum mit einer kleinen Menge Plazentagewebe (Mutterkuchen) zusammenbringt, für mehrere Stunden in den Brutschrank bei 37 Grad, der Temperatur des normalen Körpers, setzt und nun mittels besonderer chemischen und physikalischen Methoden, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, die Anwesenheit von Eiweißzerfallsprodukten nachzuweisen sucht. Stammt das Blutserum von einem gewöhnlichen Individuum, enthält es also keine Fermente, so tritt auch keine Spaltung der Plazentaeiweißkörper ein; stammt es hingegen von einer Schwangeren, die abgestorbene Plazentazellen in ihrem Blute führt und infolgedessen Schutzfermente in ihrem Blutserum heherbergt, so kommt es in unserem Experiment zur Spaltung des Plazentaeiweißes.

Auf diese Weise ist bisher in allen Fällen, die von Abderhalden untersucht sind, der Nachweis der Schwangerchaft aus dem Blutserum geblückt. Es ist naturgemäß die wichtige Frage zu entscheiden, ob die Reaktion spezifisch ist, d. h. nur mit dem Blutserum Schwangerer eintritt, niemals aber mit dem Serum anderer, die an irgendwelchen pathologischen Prozessen leiden. Es wäre schließlich denkbar, daß bei bestimmten Erkrankungen, etwa bei bösartigen Neubildungen, Fermente im Blutserum gebildet werden, die ebenfalls das Eiweiß des Mutterkuchens abzubauen vermögen. Vorläufig ist von derartigen Ausnahmen nichts bekannt geworden. Es bleibt jedenfalls die biologisch hochinteressante Tatsache, daß im Blutserum Schwangerer Menschen und Tiere stets Fermente nachweisbar sind, die das Eiweiß der Plazenta abzubauen vermögen, eben des Organs, deren Zellen während der Schwangerchaft in geringer Menge abgestoßen werden und im Blute kreifen. Andere Eiweißarten hingegen, wie Eiereiweiß, Pflanzeneiweiß, Skarrein, werden von dem Blutserum Schwangerer nicht angegriffen. Die Schutzfermente üben also eine ausgesprochen auslesende Wirkung aus, bauen nur die Eiweißkörper ab, deren Anwesenheit im Blute ihre Bildung veranlaßt hat; alle anderen Eiweißarten lassen sie unbeeinflusst.

Im Verlaufe seiner Untersuchungen hat Abderhalden noch eine weitere Wahrnehmung gemacht. Gewöhnlich benutzte er bei seiner Methode der ferologischen Schwangerchaftsbestimmung Plazenta derselben Art, deren Blutserum zu prüfen war. Für menschliches Serum benutzte er menschliche Plazenta, für Pferdeierum Stutenplazenta, für Rinderierum Kuhplazenta; denn die Schutzfermente des Menschen werden von den im Blute kreisenden Zellen der menschlichen Plazenta hervorgerufen und erweisen ihre Spezifität naturgemäß am stärksten dem Plazentaeiweiß des Menschen gegenüber. Es stellte sich nun aber heraus, daß Blutserum trächtiger Stuten meist auch das Eiweiß der Menschenplazenta, in vielen Fällen auch das der Kuhplazenta abbaut, ebenso bei umgekehrter Versuchsanordnung, daß Blutserum schwangerer Frauen das Plazentaeiweiß anderer Tiere aufspaltet. Daraus läßt sich ohne weiteres der Schluß ziehen, daß in den Plazenten verschiedener Tierarten biologisch gleichartige oder nahe verwandte Eiweißkörper enthalten sind. Es ist also eine hochgradige Organverwandtschaft bei recht verschiedenartigen Tieren vorhanden, eine Tatsache, die uns aus anderen Versuchen ebenfalls geläufig ist.

Es ist zu erwarten, daß sich das von Abderhalden ausgearbeitete Verfahren zum Nachweise spezieller Schutzfermente noch für viele andere Prozesse verwerten lassen wird. Bei einer ganzen Reihe von Krankheiten, bei Vergrößerungen der Schilddrüse, bei bösartigen Geschwülsten usw., kommt es zur Abstoßung von Zellen oder zur Abscheidung von Eiweißgebilden, die sich normalerweise im Blute nicht vorfinden. Ob auch in diesen Fällen spezifische Schutzfermente gebildet werden, die die blutfremden Eiweißstoffe abzubauen, also in eine unschädliche Form zu bringen trachten, werden weitere Untersuchungen ergeben. Die moderne Blutforschung, die zusammen mit den Ergebnissen der Immunitätslehre der medizinischen Wissenschaft schon viel Neues gebracht hat, ist jedenfalls durch den Nachweis der Schutzfermente um eine aussichtsreiche diagnostische Methode bereichert worden. Wir müssen in der Bildung der Fermente, die, wie es scheint, eine streng spezifische Wirkung haben, die nach den untersuchten Fällen von menschlicher und tierischer Schwangerchaft nur die Eiweißkörper der Plazenta abbauen, eine Abwehrmaßregel des tierischen Organismus erblicken, deren wir schon zahlreiche andere kennen. Abderhalden glaubt, daß die Schutzfermente ihren Ursprung den weissen Blutkörperchen verdanken, jenen Aufsichtsbearbeitern des Zellenstaates, die nach Metchnikoffs Ansicht die Hauptaufgabe bei der Verteidigung des Körpers haben. Diese beweglichen Zellen, die überall in Scharen herbeiziehen, wo eine Schädlichkeit in den Körper gelangt ist, suchen nicht allein die körperfremden Eindringlinge in ihrem Leibe aufzunehmen und dadurch unschädlich zu machen — deshalb „Fresszellen“ geheißen —, sondern sie senden auch Fermente aus, um blutfremde Gebilde zu zerstören. Nach Metchnikoff beruht auch die Immunität des Körpers bestimmten Krankheitserregern gegenüber auf der Fermenttätigkeit der weissen Blutkörperchen, die jeweils imstande sind, solche Fermente auszusenden, die nur für die eine Bakterienart wirksam sind. Darin begegnen sich seine Ansichten mit denen Abderhaldens über die Herkunft der Schutzfermente, deren einwandfreier Nachweis im Blute schwangerer Individuen eine wertvolle Bereicherung unserer diagnostischen Methoden bedeutet.